

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 18

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 1
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

1

Copyright bey Morgarten-Verlag Zürich.

Erstes Kapitel

Im Steinernen Winkel

Seit hundert Jahren läuft die Zeit viel schneller, und die Menschen und Städte ändern ihr Antlitz gewaltsamer als jemals in vergangenen Epochen. Der runde Kern der Städte wuchs sich aus zur Form des Sterns, dessen Strahlen den alten Ausfallstrassen folgten, bis über die nahen Dörfer hinaus, die nun zur Vorstadt wurden. Bald war der Uebergang von Stadt und Land nicht mehr erkennbar. So ging's in ganz Europa; und so ging's denn auch in Zürich.

Von jenen leicht geschwungenen Strassen und Wegen, die einstmals aus dem Mauerring des alten Zürich zwischen Baumgärten hinaus in die Landschaft führten und später sich mit den modernen Mietsblöcken dem Stil der Stadterweiterung fügten, hat der Zeltweg am treulichsten sein biedermeierliches Vorstadtgesicht bewahrt. Noch vor hundertfünfzig Jahren lag zwischen dem Hottinger Pörtlein in der dicken Mauerbastion am Hirschengraben und dem Dorfe Hottingen ein von wenigen Bauernhäusern besätes Wiesen- und Ackerland, in dem nur eine einzige halbstädtische Baugruppe die Stadtnähe verriet. Erst seit den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich hier die stille Vorstadt zu seiten einer neuen breiten Strasse. Aus Land war Stadt geworden. Aber der Geschäftsgeist machte hier halt; die Verkaufsläden blieben spärlich; ein Kastenhaus von neuester Struktur versteckt sich mehr, als dass es sich zeigen will. Der Bauwut unserer Tage trotzte das Idyll. Eine Strassenbahn rasselt zwar zwischen den grünen schmalen Vorgärten, nimmt aber an den Zwischenhaltstellen nur wenige Passagiere auf. Denn der Verkehr im Zeltweg ist nicht gross. Die Stimmung eines altmodischen Spaziergangs wird immer noch nicht wesentlich gestört. Auch die Etagenhäuser speien keine Massen aus. Nur einzelne würdige Professoren und Studenten, ein paar Köchinnen mit Marktkörben, und eine Handvoll Schauspieler, die zur Probe ins Pfautheater oder ins Café

Oleander hasten, bestimmen den spärlichen Passantenzug.

Ein Konsulat zeigt still sein Wappenschild im gleichen langgestreckten Block der Escherhäuser, in denen einst vor mehr als achtzig Jahren der aus seinem deutschen Land verbannte Achtundvierziger Richard Wagner ein Asyl fand. Hier fehlte es dem künftigen Meister von Bayreuth trotz seines teuren, unbezahlten und daher die Seldwyler aufregenden Plüschameublements gar oft am allernötigsten. Hier dichtete er die Zauberformeln aus bisher ungehörten Harmonien. Hier ärgerte er sich über das Getöse einer nahen Schmiede und die vielen Klavierlehrer in der Nachbarschaft. Auch eines anderen, bei aller Würde in der Seele weit bescheideneren Meisters, nämlich Gottfried Kellers letzte Heimwege vom abendlichen Trunk zielten dreissig Jahre später durch den Zeltweg nach jenem für seine Dichterschaft gar nüchternen Etagenhaus am Eintritt der Gemeindestrasse, in dem er leise grollend über die industrialisierende Zeit auch sterben sollte. Mag sich der alte Dichter und Staatsschreiber in der für damals allzu modern und seelenlos gestalteten Heimstätte noch einsamer gefühlt haben als in der traulichen Ummauerung seiner Altstadtwohnungen, so sah er durch sein Fenster doch ein paar Flecken vom dunklen Grün der Hohen Promenade, auf deren Moränenwall aus Gletscherzeiten die Bäume ihre Wipfel rauschen liessen, die alten Riesen, welche die Menschen überleben. Sie überschatteten den alten Friedhof und jene hochgelegene Matte, auf der nach düsterer Erinnerung der grossmächtige Bürgermeister Waldmann zum letztenmal gebetet hat, bevor sein Haupt vom Rumpfe fiel. Aber daran denkt heute niemand mehr; und sogar die greisen Bäume sind noch zu jung, um sich so ferner Zeiten zu erinnern. Der Zeltweg atmet Frieden. Bäume und Sträucher übergrünen fast überall das Erdgeschoss der mässig hohen Häuser, die gern ein wenig schief zur heutigen Strassenachse stehen und interessante Ecken bilden, hinter denen sich oft überraschende Gartenwege und Einfahrten nach scheinbar menschenleeren, leise-tuerischen Höfen öffnen.

Zwischen niedrigen Lagermagazinen und baufälligen zwei- und dreistöckigen Althäuserchen, von denen der Kalk herunterbröckelt, hatte da wohl auch einmal ein altes Herrenhaus gestanden. Denn hinter der am gewaltsamsten vorspringenden Steinecke erheben sich noch heute zwei barock geformte und mit Kugeln gekrönte Pfeiler einer ehemaligen Portaleinfahrt, der nun allerdings das Eisengitter fehlt. Die vornehmen Besitzer waren offenbar seit Urgrossvaters Zeiten nicht mehr mit ihren Karossen durch dieses grossartig plazierte Tor gefahren. Ob's hier war, wo vor einem halben Jahrtausend die Klostermeier der Nonnen vom Oetenbach das alte Erblehngut beackert haben? Oder ob hier zur Zeit des Rokoko einst die Seidenstofffabrik des «wohlberühmten Handelsherrn und Burgers der Stadt Zürich», nämlich des Johann Caspar Thomann, gestanden hat? Jedenfalls wird da schon lange keine Seide mehr gesponnen und gewoben, da schon die Söhne jenes Thomann um 1800 Bankrott gemacht haben, worauf das Gut durch immer bescheidenere Hände ging und schliesslich auch sein prunkvolles Eisengitter im Portal gar nicht mehr nötig hatte, da es hier immer weniger Reichtum zu schützen und zu stehlen gab.

Tritt man hier ein, so ist man mit einem zauberischen Ruck auf einmal weit entrückt dem Zeltweg und der ganzen Gegenwart. Da erwartet uns ein kleines Labyrinth von Baulichkeiten, von Rasen umrahmt und von alten Bäumen überragt. Aber das Auge sucht vergeblich nach einem noblen Herrschaftshaus. Die verwitterten Gebäude mit den durch eingekerbte Steinpfeiler geteilten oft ungleichen Fenstern, den kleinen Erkern und den gemütlich überdachten Haustüren, bestehen teils nur aus einem einzigen Erdgeschoss. Und auf den anderen, die sich höher recken, lasten breite Ziegeldächer, aus denen die Fenster der abgeschrägten Kammern herausgemauert sind. In dem alleinstehenden, schräg gestellten Steinkästchen zur Linken zwischen den Linden und Kastanien, glaubt man ein ehemaliges Gesinde- oder Pfortnerhaus vor sich zu haben. Heute dient es als Aufhängeräum für die Wäscherei von Zuberbühler, aus der zuweilen junge Mädchenstimmen herauslachen. Dem Mittelweg entlang führen die Wäscheseile, an denen das Weisszeug über den schmalen Wiesensäumen flattert.

Zur anderen Seite des Rasenweges steht ein länglicher Fachwerkbau, der eine kleine Stallung und zwei Lagerräume birgt. Das eine der hell-

befensterten Magazine bildet heute den armseligen Wohnraum des längst verwitweten und verknitterten Fuhrmanns Koller. Vom Stall her wiehert bisweilen noch sein greiser Schimmel, der ihm die spärlichen Gelegenheitsfuhren zieht. Der Mittelraum ist für eine Garage ausgespart, in der der junge Vuillemin von der Kartonagefabrik seinen Privatwagen unterstellt.

Gegenüber diesem Gehäuse für Mensch, Tier und Maschine erstreckt sich, im rechten Winkel hart abgebogen vom Hauptgebäude an der Zeltwegfront, ein langer zweistöckiger Trakt mit ungleichen Dachhöhen. Eine gepflasterte Gasse drängt sich ums Eck herum, dem Stall entlang, zu den Hauseingängen hin. Das ist der «Steinere Winkel», wie man den Hof in der Nachbarschaft zu nennen pflegt. Nachts ist es hier im Gässchen so rabenschwarz, dass die Stadt für diese verkehrsverlorene Ecke sogar eine Laterne gestiftet hat, die sich an einem Eisenarm aus der alten Mauer reckt.

Bei Tag und Sonnenschein aber leuchtet's am Ende des Gässchens wie ein Paradies auf. Doch ist es nur der der Gemüsegarten des Gärtners Hämig: eine breite Lichtung zwischen den Linden, den Kastanien- und den paar Pflaumenbäumen. Von Gold bis Blau mischt sich das Grün in hunderttausend Lichtern. Abseits am hinteren Gartenrand streckt eine junge Ulme ihre magere Rute in die Luft und kann im Wind nicht richtig leben und nicht sterben. Auch eine hohe schwarze Tanne ragt fremd und einsam aus dem lichten Grün. Am allerhellsten strahlt das Laubwerk einer zarten Birke, des jüngsten Benjaminchens unter den bäumigen Brüdern.

Rechts wird das Paradies begrenzt durch dunkles Buschwerk, das den Anblick der roten Backsteinmauern der Kartonagefabrik von Hauser & Vuillemin ein wenig mildert. Nach links hin aber erstrecken sich die Beete mit Bohnen, Kabis und Salat bis zu dem winzigen Weiher, der zu Barockzeiten einmal mit einem Steinrand eingerahmt und von einem Springbrunnen anmutig verziert war. Wer aber weiss das noch, ausser den Archiven, die ja jeden Stein in unserer guten alten Stadt Zürich beschrieben haben und sicher viel genauer wissen, welch mächtiger Patrizier und Seidenherr vor zweimal hundert Jahren hier residiert hat, als welch bescheidene Leute heute noch das verschollene Mauerwerk mit dem Barockportal im Vordergrund und seinem grünen Park im Hintergrund beleben.

Der deutsche Herr aber, der soeben — es ist ein heller Julitag — zwischen den steinernen Pfor-

ten eingetreten ist, hat bei den lustigen Wäscher-
mädchen im Trockenraum nach den Bewohnern
herumgefragt; ist dann auch an den alten Mann
mit dem weissen Napoleonsbärtchen herangetre-
ten, der neben seinem Hauseingang im Gässchen
auf einer einstmals grüngestrichenen, doch heute
grau und rissig gewordenen Gartenbank die Zei-
tung liest. Die zwei grossen Hunde des Gärtners
sind zwar wild herbeigesprungen und haben die
Auskunft des mehr als siebzigjährigen Mannlis
mit ihrem lauten Bellen beinahe übertönt. Auch
hat das alte Ross vom Fuhrmann Koller schräg
drüben im Stall gerade laut aufgewiehert. Aber so
viel verstand der Deutsche schon, dass vorne
nach dem Zeltweg hin im ersten Stock die Zuber-
bühlers von der Wäscherei wohnen, und im Par-
terre, das leider etwas feucht ist, das alte Buch-
binderehepaar Rüegg, während in dem nach dem
Gemüsegarten zugebogenen Trakt die Familie Weid-
mann hause. Und er selber, der da auf der Bank
sitze, er, der älteste von ihnen allen, sei der Gross-
vater Weidmann.

Jetzt beschwichtigt der Alte die maulenden
Hunde, die endlich ihr Lärmen einstellen und
durch das Gatter in den Gemüsegarten zurück-
trotten. Dann nimmt er die Lesebrille ab, hebt sein
altes Gesicht mit den roten Bäckchen und den
weissen, etwas schütterten Flocken seines Knebel-
bartes, sieht aus hellblauen verwaschenen Augen
den Fremden etwas fester an und sagt so halb im
Scherzton: «Sie sind goppel von der Polizei, dass
Sie das alles so genau hier wissen wollen?»

Der etwa dreissigjährige, hagere, aber in den
Schultern robust gebaute Deutsche setzt seinen
dünnen Lippen ein Lächeln auf von künstlerischer
Verbindlichkeit. O nein, das sei er nun wahrhaftig
nicht, versichert er. Er selber heisse Lambertz und
habe keine Ursache, seinen Namen zu verschwei-
gen, so wenig wie der alte Herr Weidmann. Er
forsche nur nach einer Bekannten, die hier in
dieser Gegend wohnen müsse. Und er habe schon
überall an der ganzen «Zeltstrasse» nach ihr ge-
fragt. Eine Frau von Lobeck suche er, Dame von
etwa dreiundzwanzig, dunkel, schlank, mittelgross?
Und als nicht sofort eine Antwort kommt, wieder-
holt der Herr den Namen in der gesteigerten
Form: «Gräfin Lobeck?»

Grossvater Weidmann schüttelt den Kopf. Wie
soll sich eine Gräfin in unser altes Winkelwerk
verlieren? denkt er für sich. Zwar trägt so man-
ches ausländische Pack oft grosse Namen vor dem
Schloss Habenichts seiner windigen Existenz. Je-

denfalls verneint Grossvater Weidmann die Frage
des Fremden, der sich jetzt knapp auf norddeutsch
verbeugt und mit einem «Danke» und «Gu'n
Tach» davonbegibt.

Der Grossvater

Der Alte sieht dem deutschen Herrn nicht ein-
mal nach. Er hat sich auch durchaus nicht erhoben,
während der Fremde mit ihm sprach. Er ist nicht
neugierig. Er regt sich nicht leicht auf. Wer wie
er ein halbes Jahrhundert lang als Gärtner ge-
arbeitet hat, versteht weit besser den Umgang mit
Geschöpfen, die nur wachsen und nicht immer
reden. Das macht auch stumm vor den Menschen.
Die Gärtnerei von Hämig, da hinten zwischen den
Bäumen, ist vor acht Jahren noch sein Eigentum
gewesen. Aber als er das Altern in den Knochen
zu spüren anfang, hat er sie verkauft und den
Erlös zu seinen übrigen kleinen Ersparnissen ge-
legt, aus deren Zinsen er nun sehr bescheiden,
aber sorglos in der Sonne sitzen kann, und zwar
vor seinem eigenen Stück Haus, das er vom Vater
seiner Frau mitsamt der Gärtnerei geerbt hat.

Er und die Grossmutter haben ein Leben lang
geschuftet und gespart, um sich die alten Tage so
hablich wie sie's brauchen, einzurichten, so wie
es einem kleinen Handelsgärtner zukommt, der nur
mit seiner Frau, dem Gärtnerburschen, einer der-
ben Magd vom Oberland und einem mageren Ross
zum Ziehen des Marktwagens, sein Stück Men-
schenwerk mit eigenen Händen geleistet hat. Da
hinten im Stall beim Fuhrmann Koller, der heute
dem Hämig Aushilfsdienste leistet, lebt noch sein
letzter Gaul und Mitarbeiter, der seinerzeit dem
neuen Herrn des Gartens wie ein Sklave mitver-
kauft worden war. Und hat man schön entsetzlich
viel geschuftet, so hat man noch entsetzlicher ge-
spart. Fleisch gab's fast nur in Form von Wurst.
Kein Packpapier wurde weggeworfen vor seiner
mehrfachen Benutzung. Keine zerrissene Schnur
entging der erneuten Verknüpfung mit anderen
Restbeständen. Kein Stück Seife erlebte die natür-
liche Liegelage, sondern wurde aufrecht gestellt,
damit das Wasser von der Feuchte abfloss.

Die schaffige Grossmutter schirrte höchst per-
sönlich das Rössli, mit dem sie unter Hütt und
Hott statt über die bequemere Rämistrasse gewisser
Kunden wegen über den Pfauen, den Rindermarkt
und durch die Marktgasse zur Gemüsebrücke fuhr,
wo sie sehr früh am Morgen ihren Stand neben
der Hauptwache aufbaute und wo die Käufer in

ihr braungebranntes Gesicht sahen, das über dem Grünzeug und den zu dicken Maien gebundenen Bauernblumen derb auflachte. Das heisst nur dann, wenn sie kein Aerger plagte. Denn sie war eine strenge Person, gegen sich und andere. Das Leben ist kein Vergnügen, wusste sie, sondern eine Aufgabe, in Ehren alt zu werden. Man hatte mit eigenen Händen sich seine Altersruhe fünfzig Jahre lang von Jugend auf verdient. Sogar das Alter will eben verdient sein.

Heute ist das anders geworden seit dem Versicherungswesen und dem Grosskonsum. Es geht jetzt alles massenmässig. Der alte Gottlieb Weidmann weiss es wohl. Die Hände schaffen's nicht mehr. Die Hand und der Schweiss werden nicht mehr bezahlt in der Maschinenzeit. Selbst die günstige Stadtnähe der Gemüsepflanzung hielt die Rendite schon lange nicht mehr auf der erforderlichen Höhe. Sogar das Rössli frass zu viel vom Unternehmen. Fast nutzlos stand es im Stall nebenan und hiess der Alte Fritz; nicht um damit dem grossen König eine Unehre oder gar eine Ehre anzutun; sondern Fritz hiess der Schimmel sowieso. Und als er seit ein paar Jahren immer schwerer und mühseliger anzog, da nannte man ihn halt ganz selbstverständlich nur mehr den Alten Fritz; und der Fuhrmann Koller versorgte ihn als einzigen Gefährten seines Lebens wie einen Sohn. Ausgedient hatten die Rösser. Neben Fritzens Stall in der Autokabine des Herrn Vuillemin waren viel zeitgemässere Pferdekräfte installiert. Die lebendige Kraft des Animals, sei's Tier, sei's Mensch, kommt davor nicht mehr auf. Mit der Maschine geht es halt viel schneller. Vor einer einzigen Maschine werden ein Dutzend Menschen und drei Rösser überflüssig. Es gibt schon lange viel zu viele Menschen. Die Stadt Zürich ist vor des alten Weidmanns Augen von dreissigtausend Seelen auf dreihunderttausend Seelen angewachsen; und von den Neuen kennt man keinen mehr. Die einzelne Seele ist vor den grossen Zahlen unscheinbar geworden. Man merkt sie nicht mehr in der grossen Masse, die viel zu gross für eine Landsgemeinde ist. Es wimmelt ja um einen herum, und keiner gilt mehr viel als Mensch und Arbeitskraft. Es huscht alles vorbei an einem wie im Kinotheater, von dem man so leicht das Kopfweh bekommt, wenn's auch manchmal noch so schön und lustig ist. Mehr Kopfweh als Vergnügen. Man geht nicht mehr als einmal im Jahre hin, wenn Arnold

Weidmann, der Lokomotivführer, seine alten Eltern dazu einlädt, damit sie endlich einmal wieder «öppis moderns» sehen. Das reicht dann für lange. Denn auch dieses Tempo rast halt viel zu schnell im Verhältnis zum ewig menschlich geregelten Takt des Blutes und der Schritte unserer Füsse.

Der Mensch ist kein Mass mehr, und er hat kein Mass mehr. Zufällig lebt heute der Mensch. Aufdringlich ist das Leben. Da kommt ein Fremder her ... verliert sich bis in den Steinernen Winkel ... fragt irgend etwas ... und ist schon wieder weg. Grossvater Weidmann hat ihn schon vergessen. Und den Namen der Gräfin erst recht, so ungewohnt er klang. Es passiert heute viel zu viel Ungewohntes. Man gewöhnt sich nach und nach sogar ans Ungewohnte. Die Kinder und die Enkel tun auch das ihrige. Der Otto trägt Hosen zum Schlafen, und die Trudi schminkt sich wahrhaftigen Gottes das Gesicht. «Das passt doch nüd für eusereis.» Die Töchter von Lokomotivführern sehen aus wie Fremde aus dem Baur au lac. Und Weidmann sieht mit kurzen Frageblicken nach dem alten Gemäuer um sich her, als ob ihm von dort her ein Echo recht geben müsste. Denn er selber trägt noch einen flachen Ablegekragen wie alle richtigen Grossväter in Zürich, vom Fabrikler bis zum Stadtpräsidenten hinauf. Die Jüngeren aber sind alle fein und grossartig. «'s isch nümme 's glich», ist Grossvater Weidmanns Leitmotiv. «Zu miner Zit isch es andersch gsi.»

Er entfernt jetzt eben mit grosser Langsamkeit ein paar flügge Blättchen, die ihm von einem raschen linden Wind auf den Aermel seines handgestrickten braunen Lismers geweht worden sind. Dann setzt er die nickelgerandete Brille wieder auf die schmale, lange Nase und hebt die «Zürcher Post» zum Lesen vors Gesicht. Liest in dicken Titeln ... Völkerbund ... Abessinien ... das Problem des Negus ... Aber er repetiert nur diese Titel, denn den Text dazu hat er soeben gründlich durchstudiert. Er schüttelt den Kopf. Der Text hat ihm gar nicht gefallen. So wenig wie wenn er vom Regiment der Diktatoren liest. «Was ist das für ein Völkerbund, der seine eigenen Mitglieder im Stiche lässt? Ist das noch Recht? Ist das noch Freiheit vor dem Recht, wenn man das Unglück hat, ein schwarzer Mann zu sein? Der liebe Gott wird an den Genfern Herren keine Freude haben.»

(Fortsetzung folgt)